

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 58 (1978)
Heft: 5

Artikel: Unterentwicklung : Bemerkungen eines Historikers
Autor: Albertini, Rudolf von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163431>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unterentwicklung – Bemerkungen eines Historikers

Man kann nicht behaupten, die Geschichtswissenschaft habe sich seit langem mit dem Problem der Unterentwicklung beschäftigt. Die Historie hat sich seit dem 19. Jahrhundert intensiv mit der vorkolonialen Geschichte Lateinamerikas, Indiens, der arabischen Länder und auch Schwarzafrikas befasst, ja die grosse Vergangenheit dieser Völker recht eigentlich «erschlossen», sie hat sich seit langem auch mit der sogenannten «Entdeckungsgeschichte» und mit der Eroberung dieser Länder durch die Europäer befasst; sie hat später über die Tätigkeit einzelner Vizekönige und Gouverneure berichtet, wobei deren Leistungen und die segensreiche Wirkung kolonialer Herrschaft für die Eingeborenen gebühlich herausgestellt wurden. Das Selbstbewusstsein der Europäer war noch ungebrochen; es galt als ausgemacht, dass die Kolonialvölker eben unterentwickelt waren und nun durch die Kolonialmächte «entwickelt» würden.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich diese Einstellung und das Interesse schrittweise gewandelt. Mit der Unabhängigkeit Indiens 1947 setzte die Dekolonisation ein; der Prozess hat sich wider Erwarten beschleunigt, und um 1960–1962, als zahlreiche britische und französische Kolonien in Afrika unabhängig wurden und der Algerienkrieg zu Ende ging, konnte er bereits als weitgehend abgeschlossen gelten. Dabei wurde gleichzeitig sichtbar, dass die neuen, unabhängigen Staaten weiterhin, ja nun erst recht der finanziellen und technischen Hilfe bedurften – und zwar nicht nur von den ehemaligen Metropolen, sondern nun auch von den Industrieländern, die nicht Kolonialmächte gewesen waren. Die Begriffe «Unterentwicklung», «Entwicklungsländer» bürgerten sich ein, die Entwicklungshilfe lief an. Es waren vor allem die Ökonomen, die sich mit der neuen Problematik befassten; dabei stand die Frage im Vordergrund: was ist nötig, was kann getan werden, um in den Entwicklungsländern ein rapides wirtschaftliches Wachstum auszulösen, um den Rückstand gegenüber den Industrieländern aufzuholen? Politologen, vor allem die amerikanischen, thematisierten den Nationsbildungsprozess und das, was als Modernisierung bezeichnet wurde. Die Historie war an die-

ser nun einsetzenden Diskussion vorerst nicht beteiligt, die Ökonomen und Politologen ihrerseits interessierten sich wenig für die Geschichte.

Die «dependencia»

Erst die sogenannten Dependenztheoretiker haben die Geschichte wirklich ins Spiel gebracht. Es ging zunächst um Lateinamerika: Es galt, die spezifischen Strukturprobleme Lateinamerikas zu erklären, die da etwa sind: einerseits grosse moderne städtische Zentren und zum Teil hohe Wachstumszahlen, andererseits aber eklatante Armut auf dem Lande und in den Slums; Abhängigkeit von wenigen Exportprodukten und wachsende äussere wie innere Verschuldung; dominierende Stellung der multinationalen, vor allem der amerikanischen Konzerne. Die provozierende Antwort lautete: Unterentwicklung ist nicht einfach Rückständigkeit, die aufgeholt werden muss und kann. Unterentwicklung ist entstanden, und zwar als Folge einer Integration in das von den Industrieländern dominierte kapitalistische Welthandelssystem. Während in den westlichen Ländern mit der industriellen Revolution eine beschleunigte, «autozentrierte» Entwicklung in Gang kam, seien die aussereuropäischen Länder der sogenannten Dritten Welt in der gleichen Epoche ihrer Autonomie verlustig gegangen. In einem Jahrzehnte dauernden und alle gesellschaftlich relevanten Bereiche erfassenden Prozess der Penetration sei die genuine Entwicklungsdynamik dieser Gesellschaften gestoppt und durch eine exogen induzierte ersetzt worden. Entwicklung und Unterentwicklung müssten folglich als komplementäre Prozesse verstanden werden, insofern an sich unabhängige Länder wie die lateinamerikanischen, aber natürlich auch die Kolonien, zu Peripherien der Industriemetropolen wurden. Die Metropolen penetrierten die autochthonen Gesellschaften, und zwar in der Weise, dass im Rahmen eines asymmetrischen Austausches die Entwicklungsimpulse einseitig den Metropolen zukamen, die peripheren Gesellschaften aber so deformiert wurden, dass ihre eigene Entwicklungsdynamik unterbunden wurde und sie in eine strukturelle Abhängigkeit gerieten, die zu überwinden heute ungemein schwer geworden sei. Der deutsche Neomarxist Senghaas hat das Konzept des «peripheren Kapitalismus» eingeführt, der Norweger Johan Galtung steht mit seiner Theorie der «strukturellen Gewalt» ebenfalls auf dem Boden der Dependenztheorie, wobei er mit seinem Konzept der Brückenköpfe ein neues Element hinzufügte: die Metropolen könnten die Peripherie in Abhängigkeit halten, weil sie in den elitären Führungsschichten im Zentrum der Peripherie über einen Brückenkopf verfügten, der interessemässig an die Metropole gebunden sei. Senghaas und Galtung, aber auch Rudolf Strahm (Erklärung von Bern)

vertreten dabei die These, die Entwicklungsländer müssten sich – mindestens zeitweise – von den Industrieländern abkoppeln, nur so sei der Ansatz für eine «autozentrierte Entwicklung» zu gewinnen. Sie werden sich im kommenden Kurs mit diesen Thesen auseinandersetzen müssen!

Es versteht sich, dass die Dependenztheorie, die heute die Diskussion über Unterentwicklung völlig dominiert, der Kolonialgeschichte Auftrieb gegeben hat. Denn sie besagt oder behauptet ja, dass die Unterentwicklung in der Kolonialzeit entstanden sei. Ich möchte dies an einigen Aspekten illustrieren:

Zunächst die Landwirtschaft. Es ist bekannt, dass die Kolonialmächte primär an der Produktion tropischer Nahrungsmittel und Rohstoffe interessiert waren, den sogenannten Cash Crops. Dabei hat sich allerdings die irrierte Meinung eingebürgert, diese Cash Crops seien durchwegs von Plantagen in europäischem Besitz und unter europäischer Leitung geliefert worden. Plantagen gab es natürlich, vor allem in Südostasien, aber sie stellten die Ausnahme, nicht die Regel dar. Der überwiegende Teil der kolonialen Cash Crops stammte aus dem sogenannten Native Farming, das heisst sie wurden von asiatischen und afrikanischen Bauern gepflanzt und geerntet. Das gilt für die Baumwolle in Indien, Ägypten, dem Sudan und in Uganda, für die Jute in Bengalen und den Reis in Vietnam und Burma, für Kakao, Palmöl und Erdnüsse in Westafrika u. a. Ungemein eindrücklich, wie hier Produktion und Exporte gestiegen sind: Drei Beispiele: in Burma wurde die Anbaufläche für Reis von 2 Mio. Acres 1875 auf 9,6 Mio. 1935 erweitert, der Export stieg von 680000 t auf 2,9 Mio t. Die Goldküste exportierte 1900 300 t Kakao, 1936 aber gegen 250000 t. Die Erdnussproduktion im Senegal stieg von 5000 t 1854 auf 120000 1900 und fast 600000 t im Jahre 1940. Begreiflich, dass die Kolonialmächte stolz auf diese Erfolge verwiesen. Waren diese nicht Beweise einer rapiden wirtschaftlichen Entwicklung?

Wir sehen heute die problematischen Aspekte dieser oft spektakulär erscheinenden Erfolge. Die asiatischen und afrikanischen Bauern produzierten nun zwar für den Markt und wurden in die Geldwirtschaft integriert, die traditionellen Produktionsformen änderten sich aber kaum, und die Produktivität pro Fläche und Arbeitskraft blieb äusserst gering, das heisst was der Bauer trotz erhöhtem Input an Arbeit nach der Ernte auf den Markt brachte, war herzlich wenig und reichte nur gerade aus, um die Steuern zu zahlen und etwas Stoff oder einige Hausratsartikel zu kaufen. Das mochte noch angehen, wenn der Eingeborene Nahrungsmittel und Cash Crops gleichzeitig anbaute, zeitigte aber bedenkliche Folgen mit der Tendenz zur regionalen Monokultur: in manchen Bereichen vernachlässigten nun die Bauern den Anbau von Nahrungsmitteln oder benutzten da-

für die schlechteren Böden, Brachezeiten wurden verkürzt und die Erträge gingen zurück. Im Senegal zum Beispiel verödeten ganze Landstriche infolge eines forcierten Erdnussanbaues. Oder es wurden die Wälder abgeholzt, und die Bodenerosion setzte ein. Was war also die Folge? Gegen aussen mochten sich eindruckliche Produktionserfolge ergeben, faktisch aber das, was heute «growth without development» bezeichnet wird, Wachstum aber keine Entwicklung in dem Sinne, das sich die Produktionsweisen modernisiert und die Lebensbedingungen sich wesentlich verbessert hätten. Es gab Ausnahmen wie etwa die Goldküste in den zwanziger Jahren, meist aber zeitigte die zunehmende Konfrontation mit der Geldwirtschaft desintegrierende Folgen: die weitgehende autarke Dorfgemeinschaft, die den einzelnen Familien jährlich ihren Boden zuwies und ihre Angelegenheiten selbst regelte, lockerte sich.

Eine Individualisierung des Bodeneigentums setzte ein, die innerdörfliche Stratifikation verschärfte sich. Prestigegüter wurden käuflich, traditionelle Tauschbeziehungen wurden monetarisiert, und die Monetarisierung vor-kolonialer Gesellschaften führte zur Verschuldung: Überschüsse in einem guten Jahr wurden nicht mehr wie bisher aufbewahrt, sondern verkauft; fiel die Ernte schlecht aus, so mussten Nahrungsmittel gekauft werden. Beim lokalen Geldverleiher wurde Geld geliehen, auch für die Zahlung des Brautpreises oder für Festlichkeiten, meist zu Wucherzinsen. Die Rückzahlung der Schulden wurde nur allzu oft unmöglich: der Bauer verlor seinen Boden an den Gläubiger, wurde Schuldknecht auf seinem eigenen Boden oder vertrieben. Das krassste Beispiel für Verschuldung bietet wohl Unterburma, das zwar erstaunliche Exporte an Reis aufwies, wo aber 1937 etwa 2,5 Mio Acres, fast 25 Prozent des Bodens, ins Eigentum der indischen Moneylender übergegangen war.

Ein analoger Prozess spielte sich in den meisten Kolonien ab. In Britisch-Indien zum Beispiel sah sich die Verwaltung bereits in den 1880er Jahren mit einer wachsenden Agrarkrise konfrontiert. Baumwolle und Weizen wurden exportiert, aber die Bevölkerung nahm zu, die ohnehin kleinen Betriebe wurden noch kleiner, die Produktivität stagnierte – mit dem Ergebnis, dass die Nahrungsmittelproduktion pro Kopf ab 1911 abnahm.

Der Anbau der Cash Crops erfolgte also vorwiegend durch einheimische Bauern. Der Handel aber wurde von Fremden, vor allem von den Europäern dominiert. Sie kauften über ihre Agenturen im Landesinneren oder über einheimische Agenten die Produkte auf und verschifften sie nach Europa: Ob die Gewinne der europäischen Handelsgesellschaften übermässig hoch waren, kann diskutiert werden, wichtiger ist aber meines Erachtens, dass die Einheimischen am Exporthandel und dem damit eng verbundenen Netz von Banken und Reedereien keinen Anteil hatten. Die vor-

koloniale Schicht der Grosshändler, die es nicht nur in Asien, sondern auch in Afrika gab, wurde schrittweise verdrängt. Die Entstehung eines endogenen Kapitalismus ist damit verbaut worden. Die in westlichen Schulen erzogene neue Elite wandte sich den freien Berufen und der Verwaltung zu, das heisst es entstand eine städtisch-bürokratische Ober- und Mittelschicht, die westliche Verhaltensweisen und Konsumgewohnheiten annahm, aber nicht am Produktionsprozess beteiligt war. Sie wurde zwar zum Träger der nationalistischen Bewegung und hat dann den neuen, unabhängigen Staat übernommen, die Kluft aber zur Masse blieb bestehen und hat sich seit der Unabhängigkeit wohl eher noch vertieft.

Welche Industrialisierung?

Analoges könnte im Bereich der Industrialisierung gezeigt werden. Industrien in den Kolonien, aber auch in vielen lateinamerikanischen Ländern, das waren primär Bergwerke. Auch hier waren die Produktions- und Exportzahlen eindrucklich. Ein Beispiel sind die Zinnminen in Malaya, deren Produktion von 7 Mio t 1880 auf 50 Mio t 1940 anstieg; ähnlich die Kupferminen im belgischen Kongo und im heutigen Zambia. Klar, dass man auch dies in Europa als Erfolg buchte. Heute sehen wir auch dies anders: Was hatten die Malayen von den Zinnminen in ihrem Land? Nicht einmal die Arbeitskräfte waren Malayen, sondern importierte chinesische Kulis, mit dem Ergebnis, dass 1931 die Malayen zur Minderheit in ihrem Land geworden waren. Bergwerke verschafften zwar der Administration einige Einnahmen, vor allem über die Zölle, und diese Einnahmen konnten für Infrastruktur, Schulen und sanitärische Dienste verwendet werden. Im Vergleich jedoch zu den hohen Produktionszahlen und zu dem hohen Anteil der Exporte am Nationaleinkommen blieben die Entwicklungsimpulse doch bescheiden: wohl floss europäisches Kapital in die Kolonien, aber die Minengesellschaften hatten ihren Sitz in den Metropolen und wurden dort besteuert; die Gewinne wurden reinvestiert oder flossen in die Metropolen zurück. Das leitende Personal war europäisch und bezog einen guten Teil seines Lebensbedarfes aus dem Ausland. In Afrika waren die Minenarbeiter Afrikaner – ihre Rekrutierung im Busch hatte jedoch die Folge, dass die jungen Leute fehlten und die Felder nicht mehr richtig bestellt wurden. Die Kongo-Verwaltung musste zum Beispiel in den zwanziger Jahren ganze Regionen sperren, weil die Arbeiterrekrutierung katastrophale soziale Auswirkungen gezeitigt hatte. Und selbst der Lernprozess in den Compounds war geringfügig, denn die Weissen monopolisierten für sich die Posten als Techniker und Vorarbeiter. Wir sprechen daher heute von Enklaven, die allen Kapi-

talinvestitionen und hohen Exportzahlen zum Trotz an die Entwicklung herzlich wenig beigetragen haben.

Eine eigentliche Industrialisierung ist in den Kolonien nicht in Gang gekommen. Warum? Industrien sind nicht etwa verboten worden, wie dies heute oft zu lesen ist – aber sie sind in keiner Weise gefördert worden. Die Metropolen waren an kolonialen Industrien nicht interessiert; Kolonien sollten Rohstoffe und Nahrungsmittel liefern und Industriewaren aufnehmen. Das Argument, dass die kolonialen Märkte beziehungsweise die Kaufkraft der Bevölkerung zu klein gewesen sei, ist nur zum Teil stichhaltig, denn in den Grossbereichen machte die Einwohnerzahl immerhin das niedrige Pro-Kopf-Einkommen wett: in Indien ist zwar mit indischem Kapital eine Baumwollindustrie entstanden, die mit der Zeit sogar die britischen Einfuhren verdrängte, aber keine Maschinenindustrie, nicht einmal Fahrräder wurden vor 1940 in Indien hergestellt. Wenn Karl Marx um 1850 prognostizierte: da England Eisenbahnen in Indien baue, so werde es gezwungen sein, auch Lokomotiven zu bauen, so hat er sich getäuscht – und zwar vor allem darum, weil er die Transportkosten nicht in Rechnung stellte. Diese Transportkosten sind im 19. Jahrhundert so stark gefallen, dass es einfacher war, Lokomotiven einzuführen als solche in Indien zu bauen; ein gleiches gilt für die Textilmaschinen u. a. Zollschutz wäre notwendig gewesen, wurde aber nicht gewährt. Man übersieht heute gern, dass die britischen Dominions, aber auch die USA, sich mit Hilfe von Schutzzöllen industrialisiert haben. Indem man die Kolonien als Komplementärraum der metropolitanen Wirtschaft betrachtete, gingen wichtige Jahrzehnte verloren. Und dies war gravierend auch aus einem anderen Grund: die Forschung über die industrielle Revolution in England, aber auch in Frankreich und der Schweiz, hat gezeigt, dass es in der Anfangsphase sehr wenig technisches Wissen und sehr wenig Kapital brauchte, um eine Fabrik zu bauen. Je später man einsetzte, desto schwieriger wurde es, desto mehr technisches Wissen und desto mehr Kapital war nötig. Der belgische Entwicklungsökonome Bairoch schätzt, dass heute fünfzigmal mehr Kapital benötigt wird, um in der modernen Industrie einen Arbeitsplatz zu schaffen als im beginnenden 19. Jahrhundert. Kurz, vor 1914 und wohl auch noch in der Zwischenkriegszeit wäre einiges möglich gewesen, was heute fast unmöglich geworden ist – zumal wenn man bedenkt, dass heute die Bevölkerungszahl etwa doppelt so schnell zunimmt wie in Europa während der Phase der industriellen Revolution.

Das heisst aber: Das viel gefeierte liberale Welthandelssystem, das auf dem Prinzip der komparativen Kostenvorteile beruht und angeblich Metropolen und Peripherie gleichermaßen zum Vorteil gereicht, war de facto ein Instrument des britischen und europäisch-amerikanischen Imperialismus, der

die koloniale Peripherie in ein System weltweiter Arbeitsteilung integrierte, damit aber entwicklungshemmende Abhängigkeiten schuf und die Kluft zwischen Industrieländern und Primärproduzenten festschrieb. Auch Gunnar Myrdal hat darauf hingewiesen, dass regionale Entwicklungsunterschiede sich – entgegen der liberalen Theorie des schrittweisen Ausgleichs – laufend verstärken, indem sich ergänzende Produktionszweige, technisches Know-how und höherer Wohlstand in der jeweils bereits stärker entwickelten Region konzentrieren.

Vorbehalte zur Dependenztheorie

Es ist das Verdienst der Dependenztheorie, auf diese Aspekte hingewiesen zu haben. Es wäre an der Zeit, dass die NationalökonomInnen, aber auch diejenigen Herren der Weltbank und der Privatwirtschaft, die sich weiterhin einseitig an Produktions- und Exportzahlen orientieren, die Herausforderung aufnehmen und sich ernsthaft damit auseinandersetzen. Dies heisst nicht, dass man gegenüber der Dependenztheorie keine Vorbehalte anbringen kann. Ich führe andeutungsweise nur gerade zwei an:

1. Wer davon ausgeht, dass Unterentwicklung entstanden sei, und zwar als Folge der Eingliederung der Peripherie in das von den Industrieländern kontrollierte Welthandelssystem, der verwendet einen Begriff der Unterentwicklung, der nicht dem der Umgangssprache entspricht. Der «Normalverbraucher» versteht unter Unterentwicklung: extrem niedriger Lebensstandard, also minimales Pro-Kopf-Einkommen, niedriges technisches Niveau, hohe Analphabetenrate, niedrige Lebenserwartung u. a. Länder wie zum Beispiel Nepal, der Jemen oder Niger sind dementsprechend besonders unterentwickelt. Dafür wird aber kaum jemand ihre Integration ins kapitalistische Welthandelssystem verantwortlich machen. Wenn es heute oft einfach heisst: Unterentwicklung ist Folge kolonialer Herrschaft oder Folge direkter oder indirekter Ausbeutung, so halte ich solche Globalurteile für unsinnig. Erst wenn man – etwa mit Senghaas – Monokultur, Aussenbestimmtheit und Marginalität für Unterentwicklung explizit als konstitutiv erachtet, wird die berühmte Formel des Amerikaners Baran: «Kapitalismus, weltweiter und nationaler, hat Unterentwicklung produziert» einigermaßen sinnvoll. Dann müsste man aber auch sagen: Ceylon ist unterentwickelter als Nepal, Ghana ist unterentwickelter als Niger – was immerhin einige Konfusion erzeugt.
2. In der Dependenztheorie werden die vorkolonialen sozio-kulturellen Strukturen und Verhaltensnormen weitgehend ausgeklammert. Indem

man die Unterentwicklung beziehungsweise die enormen Schwierigkeiten, die Entwicklungshemmnisse zu beseitigen, der Penetration von aussen und damit dem westlichen Imperialismus und Kolonialismus anlastet, ist man der Frage enthoben, ob diese Entwicklungshemmnisse nicht auch in der eigenen, vorkolonial geprägten Gesellschaft zu suchen sind. In der neuesten Lateinamerika-Forschung hat sich hier allerdings eine differenziertere Interpretation angebahnt, indem die heutigen sozio-ökonomischen Strukturen nicht mehr nur auf die Auswirkungen der kapitalistischen Penetration und Abhängigkeit zurückgeführt werden, sondern auch und gerade als verhängnisvolle Symbiose der spezifisch lateinamerikanischen Feudaltradition mit dem von aussen eindringenden Kapitalismus interpretiert werden. In Asien und Afrika liegen die Dinge anders als in Lateinamerika, aber auch hier wird man nicht darum herumkommen, die sozio-kulturellen Voraussetzungen wieder stärker als gravierende Entwicklungshemmnisse in Rechnung zu stellen. Ganz banal kann man etwa auf die Art und Weise hinweisen, wie die Menschen in den Entwicklungsländern mit Maschinen umgehen: sie werden nicht oder falsch gewartet und gehen kaputt. Oder: Für die geringe Produktivität der Landwirtschaft und die ungemeinen Schwierigkeiten, diese zu erhöhen, wird allzu leicht die Kolonialherrschaft verantwortlich gemacht. Wer nicht nur am grünen Tisch über Unterentwicklung theoretisiert, sondern Erfahrungen in praktischer Entwicklungsarbeit und Entwicklungshilfe hat, weiss davon ein Lied zu singen!

So oder so ist auszugehen von der industriellen Revolution, die nicht nur Europa eine technische und militärische Überlegenheit verschaffte, sondern auch mit der ihr eigenen Dynamik schrittweise die ganze Welt erfasste. Innerhalb des durch die moderne Technik ermöglichten Weltverkehrs und als Folge des europäischen Bedarfes an Rohstoffen, tropischen Nahrungsmitteln und Absatzmärkten entstand ein Welthandelssystem, das Kolonien und nichtkoloniale Länder zur Peripherie der Industriemetropolen werden liess. Auf die problematischen Folgen dieser Integration in das von den Industrieländern beherrschte Welthandelssystem hat die Dependenztheorie hingewiesen. Als Historiker können wir nicht mehr vom klassisch-liberalen Modell des Welthandels ausgehen, das angeblich Kolonialmächten und Kolonisierten, Industrieländern und Rohstoffproduzenten, Metropolen und Peripherie gleichermaßen zum Vorteil gereichte. Andererseits halte ich es aber für verfehlt, den Konnex zwischen Kolonialherrschaft und Unterentwicklung kurzerhand kausal zu interpretieren, insofern Kolonialherrschaft Unterentwicklung produziert habe. Analoges gilt meines Erachtens auch für den Bereich der Verwaltung, des Erziehungswesens u. a. Malte man früher

in Rosa, so heute in Grau und Schwarz. Und gross ist die Versuchung, vorkoloniale Gesellschaften zu idealisieren. Ich neige je länger je mehr dazu, die positive oder negative Tiefenwirkung kolonialer Herrschaft zu relativieren, vor allem, wenn ich ehemalige Kolonien mit Ländern der gleichen Region, die nicht Kolonien waren, vergleiche: etwa Thailand mit Malaysia, Äthiopien mit dem Sudan. Letztlich entscheidend war der Zusammenstoss vorindustrieller sogenannter traditioneller Gesellschaften mit der Industriegesellschaft des Westens; dass diese kapitalistisch war, ist dabei nur von sekundärer Bedeutung. Die Hoffnung, dass die sogenannten Entwicklungsländer über kurz oder lang aufholen und ihrerseits den Übergang zu Industriegesellschaften vollziehen würden, eine Hoffnung, die in den fünfziger und sechziger Jahren noch gang und gäbe war, hat sich heute weitgehend verflüchtigt – ohne dass allerdings gesagt werden könnte, welche Alternative sich durchsetzen wird. Ich bin pessimistisch. Aber aller Pessimismus ist kein Grund, um nicht das Mögliche zu tun: den Ländern der Dritten Welt zu helfen, einen eigenständigen Weg in die Zukunft zu finden, Abhängigkeiten abzubauen und die Armut in der Welt zu mildern.

Eine moderne Bank mit alter Tradition

Bank Leu



*Hauptsitz
Bahnhofstrasse 32
8001 Zürich
Telefon 01 219 11 11*